

Die alte Erzellenz.

Novellette von Marie Holzer.

Er stand in dem großen Prunksaal der schönen, weiten Wohnung seines Vaters. An den Wänden hingen in breiten, goldenen Rahmen die Bilder seiner Ahnen. Alte ehrwürdige Herren, alle in der weißen Galauniform österreichischer Generale, mit der schweren, goldenen Feldbinde und blintenden Kreuzen an bunten Bändern an der Brust. Der Vater, beide Großväter, ein Urgroßvater, die Onkels. Alle waren sie denselben Weg gegangen, reich an Freuden und Lasten, reich an Ehren. Und er sollte dem gleichen Weg gehen, den sie alle für ihn ausgetreten. Er, der einzige, der Stolz des Vaters, der die höchste Stufe erklimmen auf der hohen Leiter der Gesellschaftsordnung und der schüßigen seine Hände unter seinen Pfad gebreitet, ihn geführt mit liebevoller Hand, und der nur ein Ziel im Leben kannte, das ihm erstrebenswerth dünkte, dem man unentwegt entgegen gehen sollte: der Erzellentitel. Generationen hatten ihn immer von neuem erworben und auch er sollte ihn erringen, als letztes höchstes Erdenziel. Sein Leben war uralter Tradition geweiht. Das wußte er schon als Kind, als er fern vom Vaterhaus aufwuchs, in einer von jener hohen Schulen, an deren Eintritt sonderbare Bedingungen geknüpft sind, die nur den Söhnen Auserwählter zugänglich sind.

Seit drei Jahren war er Leutnant, trug die prächtige Uniform der österreichischen Husaren, die sich wunderbar an seine Glieder schmiegte und doch in so großem Kontrast zu seinem bleichen, schmalen Körper stand. Die eintönigen Freuden hatte er hinter sich, auch der Stolz der Stellung war verblaßt, der Dienst ließ ihn unbeschäftigt und selbst der ferne Erzellentitel lockte nicht mehr, trotz Erziehung, trotz uralter Tradition.

Seit einer Woche stand nach langem Ringen, nach endlosem Kampfe der Entschluß fest: er wollte quittieren, er wollte ein freies Leben der Kunst, zu seiner Leiter wollte er Lieber sinigen, weiche, warme Lieber, wie sie ihm immer durch die Seele zogen, wenn er Abends durch den dunklen Park ging, mit den rauschenden Bäumen, durch die der Mond silberhelle Schatten warf, die auf und nieder huschten in tollem Spiel. Oder wenn er des Morgens, wenn die Natur noch in tiefem Schlafe lag, auf seinem raschen Reppel hinausritt über Felder und Auen. Und ein feiner, wunderbarer Nebel schleierte schwebend über Dörfer und Felder lag und dann erst langsam, vom ersten Sonnenstrahl wachgeküßt, redte sich ein Kirchturm in die Höhe und dort wurde ein tolles Ziegeldach sichtbar und dort wieder eines, und Bäume und Blüthen lächelten verschlafen dem jungen Tag entgegen.

Und bei all den lauten Freuden seiner Kameraden konnte er nicht mithun, er fühlte sich so fremd unter ihnen, wie aus einer andern, fernem Welt und es zog ihn von ihren Gelagen fort in seine trauere Stube zu dem großen Schreibtisch mit dem schmalen Bücherregal, wo er all das Gebachte und Gefühlte hielt in hingenden Worten, und wie da Namen in seiner Seele aufgelaucht, denen er nachstreben wollte, Namen, gegen die der Erzellentitel bleich und farblos schien. Und jetzt wollte er es dem Vater sagen, daß er nicht mehr weiter so leben könne, daß er einen anderen Weg einschlagen wolle, einen Weg, den er sich erst bahnen müsse mit den eigenen Händen, einen Weg reich in Leid — aber auch unendlich reich an Glück.

Er sah auf die Bronzeuhr, ein kleines Kunstwerk der Skulptur, die auf der niedrigen goldenen Konsole stand. Gleich sechs! Ja, ja, der Vater war ein Frühhaufsteher. Gleich mußte er kommen, um seinen Morgenritt zu machen. Trotz seiner sechzig Jahr zu schmieglam und gelenkig, durch jahrezehntelange Übungen, durch sein strenges, geregelt, fast asketisches Leben. Ein Leben das nur Selbstbeherrschung und Zucht kannte. Wer weiß, ob er ihn verstehen kann, wer weiß, ob er nachgibt! Der junge Leutnant atmete tief und schwer. — Herr, du meine Güte! Wie viel Mühe gehört dazu, seinem Vater, den man lieb hat, dem man so viel im Leben verbant, wohl alles, vielleicht auch das Talent, um seine Träume, um seine Hoffnungen zu bringen. Merkwürdig, je weniger das Leben hält, desto mehr Hoffnungen setzen wir uns, wir pflanzen sie nicht nur am Grabe auf, sondern verpflanzen sie auch in der Kinder Herzen. . . .

Das hörte er schon den leichten Tritts des Vaters. Die Thür wird geöffnet. „Walter, Junge, wie kommst du denn hierher? Urlaub — so unerwartet? Ist das eine Liebererfindung, nein, hast du schon gefürchtet? Komm, reiten wir nach Baumgarten, dort schmedt's gut, wenn man erst eine Stunde Morgenluft geatmet. Lebzigens, ganz wie du willst. Bist viel leicht müde von der Nachtfahrt — oder drückt dich was, mein Junge, du siehst schlecht aus?“

Das Ideal.

Tagebuchblätter von Julius G. B.

Paris, 1. Februar 1910. Griechenland — sagenbrängtes, meerumraufschtes Hellas — schaumgeborene Aphrodite — Helden und Götter, all das habe ich im Geiste aufgeführt und nun diese Enttäuschung!

„Nichts, Vater, nein, wirklich nichts, beruhige dich. Ich weiß, was ich allen schuldig bin.“

Er strich begütigend über den Scheitel des alten Herrn. „Nichts, als daß ich nicht mehr dienen mag.“

Der alte Herr sah ihn groß an, warf sich dann in einen Sessel und sah eine ganze Weile vor sich hin. Dann sagte er: „Komm, reiten wir aus, ein Morgenritt ist mir Bedürfnis. Draußen sollst du mir alles sagen.“

Die beiden Herren ritten schweigend durch die hohen, weiten Auen des alten Parks, weit außerhalb der Stadt, die alten Bäume standen in Reih und Glied, dicht beieinander und säumten den Reitweg ein wie eine Mauer. Tausend junger Knospen lugten neugierig in den Frühlingssorgen und ein wunderbar verheißungsvoller Duft durchzog die Luft.

Walter sah heute nichts von all der Herrlichkeit. Er suchte und suchte nach einem Anfang, konnte aber das rechte Wort nicht finden. Er, dem die Worte, die Gedanken nur so zuströmten, dem jeder Stein am Wege und jeder Baum am Gartensaum wunderbare Geschichten erzählten, er fürchtete, den Vater zu verlegen; den Vater, der nur ein Ziel im Leben kannte, nur eine Seite vom Leben sah, nur für einen Stand Achtung empfand und gerade den Beruf, den er erwählt, so gering achtete. Der immer ein Mann der That gewesen und nicht der Worte, der der Kraft des Gedankens mißtraute, den Worte nicht begeisterten, Ideen nicht verführten konnten, dem die Wunder der Technik nicht mehr galten, als die Wunder der Weige. . . .

Endlich Rast. Der wartende Diener nahm die Zügel der Pferde und führte sie fort. Der Kellner brachte das bestellte Frühstück und zog sich zurück. Das Restaurant war ganz leer um die frühe Morgenstunde. Die Sonne malte bunte Lichter auf den hellen Kies. Ab und zu ging ein einsamer Spaziergänger vorüber, dessen Schritte lange nachhallten. Schöne im silbernen Licht gegenüber glitten über das Wasser. Ein Springbrunnen plätscherte. Eine Amsel sang hoch oben in den Zweigen.

Endlich sah der Vater den Sohn fragend an. Und da verzog dieser alle seine Strupeln und erzählte von seiner Sehnsucht, die er mit sich herumgetragen von seinen Anabensjahren her und die er doch todtschweigend wollte — und die doch stärker war als jeglicher Wille. Von seinem Leid, seinen Hoffnungen, seinen Träumen. Doch seine Wünsche andere Wege gehen als die vorgezeichneten, daß er arbeiten wolle und denken und grübeln und lernen und daß er dazu frei sein müsse, wie der Vogel in der Luft. Ungehemmt wolle er seinen Weg gehen, fessellos. . . .

Der Vater hörte ihm schweigend zu. Er hatte die Theatasse weggeschoben, der kalte Braten lag unberührt auf dem Teller, und er fuhr sich manchmal verhasst über die Augen und lächelte milde, als er das dunfle, leuchtende Feuer im Auge seines Sohnes sah, das bei ihm längst erloschen oder nie gebrannt.

Der Sohn hatte längst zu sprechen aufgehört und noch immer schweigend der alte Herr. Er konnte nicht nein sagen, denn er hatte längst geahnt, gefühlt, daß seines Sohnes Streben andere Wege aße, daß seine Gedanken und Gefühle irgendwo anders wurzeln — und doch fiel ihm das Ja sagen so schwer, so schwer. Man lebt sich in einem Gedanken ein, spinnst sich förmlich hinein, so daß es keinen Ausgange giebt und einen zu schaffen, dazu gehört viel Kraft, fast mehr als er hat.

Er verzog Zeit und Ort und die Gegenwart des Sohnes und dachte und schwieg und sann. Sein ganzes Leben zog an ihm vorbei und überall stand hoch aufgerichtet der Gott der Pflicht mit seiner brennenden, versengenden Fadel und befahl und gebot und er hatte sich ihm gebeugt immer, immer ohne Augenwinkern — später, nur in der ersten Jugend hatte sich manchmal etwas wie Trotz geregt, dann nicht mehr, nie mehr. — Er hatte keine eigenen Gefühle in der Brust, denen man folgen muß, die stärker sind als Pflicht und Recht. . . .

„Vater, denk doch nicht so viel, trint deinen Thee und ein andermal wirst du mir die Antwort geben, morgen, übermorgen, in einer Woche,“ sagte endlich der junge Mann. Da lächelte der Vater warm und gütig, gab ihm die Hand und sagte warm: „Dein Glück, mein Junge, ist alles, was ich vom Leben erbitten und wenn du es anderswo findest als ich gehofft und gedacht, so geh ihm nach, wenn du den alten Herren im Prunksaal droben nur keine Schande machst.“

Natürlich ist das nicht nach dem Geschmack des Herrn Papa. Erstens schwärmt der überhaupt nicht sehr für die Italiener, und dann wünscht er sich lieber einen offenen geraden Soldaten zum Schwiegersohn, nicht solch einen Flaunenmacher und Wortbrecher. Der Herr Professor hat daher ein etwas verblühtes Körbchen bekommen und das Töchterchen heult schon den ganzen Tag ununterbrochen.

„B. S. — Der Professor ist doch echt! Der Oberst hat Erkundigungen eingezogen und tatsächlich existiert in Genua ein Professor Luigi Torelli, der derzeit verheiratet ist.“

Mir ist ein Stein vom Herzen gefallen. Denn da werde ich meine 200 Francs, die ich dem Professor, der wegen des Ausbleibens seines Monatsgehältes in einer momentanen Verlegenheit ist, geliehen, doch wahrscheinlich zurückbekommen.

Athen, 18. Februar 1910. Der Italiener hat sich schon gestört. Er pouffirt jetzt Miß Langworth, eine schrecklich magere und alte, aber auch schrecklich reiche und dumme schottische Jungfrau. Ueberall triecht er mit ihr hin. Heute besuchten die beiden im Automobil die Akropolis. Die Miß sah aus wie die lebendige Auslage eines Pariser Modellsalons und Torelli mit Malabreter und Sammetrock wie Rinaldo Rinaldini in seinen besten Tagen. . . .

Die anderen Damen vergingen natürlich vor Reid, und Lucie spielt sich — weil ich über diese drohlige englisch-italienische Alliance einen bösen Witz machte — auf die bedauernswerte Frau eines ungeklärten Barbaren hinaus.

Paris, 24. Februar 1910. Der Gehalt Torellis bleibt unheimlich lange aus — und ich habe leider noch immer nicht mein Geld.

Außer diesem ärgere ich mich über Lucie. Sie scheint Aussicht zu haben, die Rivalin der Miß Langworth zu werden, denn seit gestern schleicht der Professor wieder beängstigend viel um meine Frau herum.

P. S. — Heute, Nachts, hatten wir in unserem Zimmer ein ganz niedliches melodramatisches Familienbild Lucie gestand mir, daß das Scheusal (lies: Professor Luigi Torelli aus Genua) sie heute beim Abendspaziergange versucht habe zu küssen. . . .

Natürlich habe Lucie den Unerschämten in die gebührenden Schranken zurückgewiesen, denn sie — sie konnte ihn ja nur wegen des Hermesleines so gut leiden. . . .

Und dann: Auch sie hatte der Professor um zweihundert Francs angepöppelt. . . .

Nach, morgen werde ich kurzen Prozeß mit diesem Ideal machen!

Paris, 25. Februar 1910. Der Herr Professor ist gestern Nachts plötzlich abgereist. Kein Mensch weiß wohin.

Darob große Bestürzung am frühen Morgen beim Breakfast. Nach und nach beginnt ein Jedes zu berichten.

Also: Miß Langworth verliert bloß tausend Pfund Sterling (Torelli wollte für sie eine echte Apollonstatue taufen!). Der Reismarschall achthundert Mark und die Versfleugungs- und Reispespen von zehn Tagen. Und zwar ganz gute Versfleugung mit Primamagazin, Champagner, Aufstern, Automobilsfahrten u. dgl. Das Kusarentkind sein Stednabelgold von fünf-hundert Kronen und meine Wenigkeit kommt Frau Gemahlin vierhundert Francs.

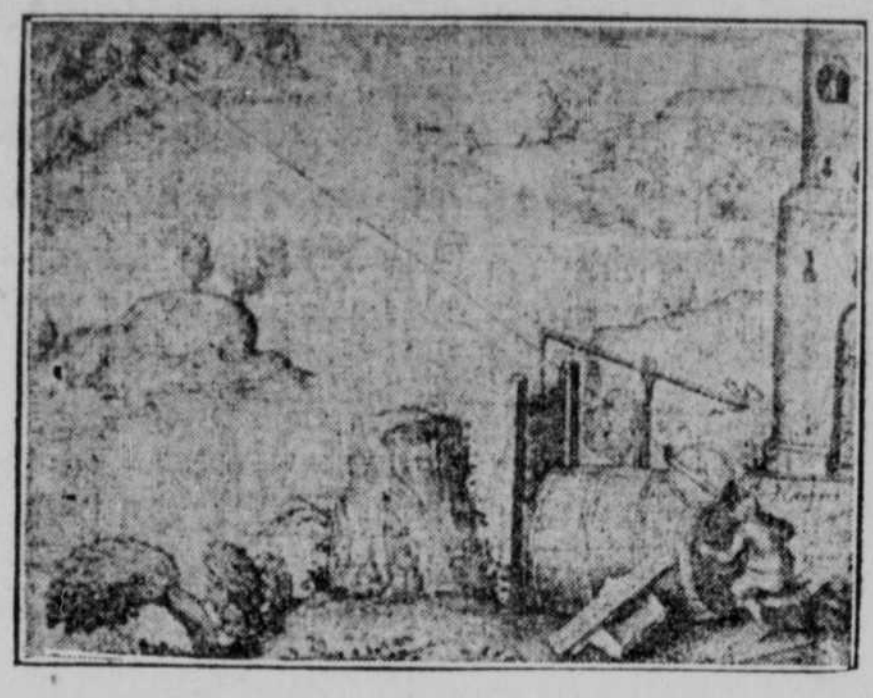
Am Nachmittag warten wir alle mit lieberhafter Spannung auf die Antwort auf eine nach Genua gesandte Depesche.

Endlich langt sie ein und besagt, daß der richtige Professor Torelli seit einer Woche bereits wieder in Genua wäre und überhaupt doch eine wissenschaftliche Expedition nach Spitzbergen unternommen habe und gar nicht in Griechenland gewesen sei. Wir mußten es daher mit einem veritablen Hochstapler zu thun gehabt haben.

Nach da sagt man immer, daß ideale Naturen kein Glück in dieser prosaischen Welt hätten! —

Groteske Nachahmung europäischer Methoden.

Mit dem Eifer und der Mißbegier, womit die Japaner die europäischen Ertrungensformen und Lebensformen aufnehmen, haben sie sich auch die Reklame zu eigen gemacht. In dem Lande der Kirchtürme erobert sie die Wände der Häuser, überdünnet die Zeitungen, verfolgt harmlose Spaziergänger und bringt auch in die Privathäuser ein. Aber man muß den Japanern zugestehen, daß sie von der alten Welt nur die Formen übernommen haben, nicht den Inhalt. Da tummeln sich poetische Einfälle und allerlei Launen der Phantasie in orientalischer Buntheit, und selbst die großen Reklametafeln gewinnen persönliche Gepräge. „Um ihre Kunden zu gewinnen“, so berichtet die Zeitschrift „Japan et Belgique“, „nehmen die Japaner zu den kühnsten Vergleichen und Metaphern ihre Zuflucht. Dabei entstehen Zusammenhänge, die den Europäer komisch anmuthen. So kündigt ein japanischer Händler auf seinen Prosopeten und Preislisten an: „Unsere Waaren werden mit der Geschwindigkeit einer Angel zugefesselt.“ Ein Papierhändler ruft die Naturgeschichte zum Bundesgenossen auf, wenn er rhetorisch versichert: „Unser wun-



Ein deutscher optischer Telegraph von 1861.

Der Italiener Porta hatte 1859 in seinem weit verbreiteten Buche über natürliche Magie Anregungen zur optischen Telegraphie gegeben. Der aus Weglar stammende Maler Franz Kessler unternahm daraufhin Versuche und legte deren Ergebnis 1861 in einer heute außerordentlich seltenen Schrift „Sekreta. Oder Verborgene geheime Künste“ nieder, die 1861 in Oppenheim erschien. Wir sehen auf dem Bilde, daß eine telegraphische Verbindung zwischen Kapfort und Eckhausen geplant ist, um „durch die

freie Luft hindurch, über Wasser und Land von sichtbaren zu sichtbaren Orten, alle Heimlichkeiten zu offenbaren und in kurzer Zeit zu kennen. Auf beiden Seiten befinden sich brennende Feuerketten. Sobald der Beamte Hans auf der Station Kapfort an einem Strich sieht, wird sein Feuer dem Beamten Peter in Eckhausen sichtbar. Aus der Anzahl der auf diese Weise zu Stande gekommenen Bildsignale läßt sich das Wort aus einer neben der Feuerketten liegenden Scala ablesen.“

derbare Papier ist dauerhaft wie eine Elfenbeinhaut.“ Ein Krämer aus Tokio entnimmt der Beobachtung des Lebens psychologische und ein wenig bissige Winte, wenn er ankündigt: „Unser Essig, Ertraqualität, ist saurer als die Galle der allertüftlichsten Schwermutter.“ Und ein Modeshändler ruft seinen Kunden lodend und bethörend zu: „Betreten Sie meinen Laden! In der überraschendsten Weise werden Sie empfangen werden. Meine Angestellten sind so liebenswürdig wie ein Vater, der seine Töchter ohne Mitleid betweirathen möchte. Man wird Sie stets empfangen, wie einen Sonnenstrahl, der als erster nach einem furchtbaren Regentage vom Himmel kommt.“ So hat die Bildkraft der blumenreichen Sprache des Ostens in Dienst moderner Reklame Verzagtheit und Gegenwart, Altes und Neues festlich vermenat und einen japanischen Reklamehilf geschaffen, der an Kühnheit und Originalität der amerikanischen Reklame nicht nachsteht, ohne ihr doch zu gleichen.

Vom heiligen Bureaufatismus.

Der „F. B.“ wird folgende tragikomische Pfenninggeschichte mitgetheilt: „Hatte ich da vor einigen Jahren in einer rheinischen Großstadt einen gewissen Betrag zu empfangen, der, auf Heller und Pfennig ausgerechnet, mir nach erfolgter Quittung ausbezahlt wurde. Soweit war alles richtig — meinte ich; aber wie erkaunte ich, daß mir nach einiger Zeit, als ich wieder einmal Geld zu erhalten hatte, ein großer, zum Theil bedrucker, zum weitaus größeren Theile aber beschriebener Bogen überreicht wurde mit dem ersten Bemerten, ich möchte ihn mal durchlesen. Und da stand nun haarflein ausgeführt, was ich früher zu empfangen gehabt hätte, meinetwegen — ich weiß die genauen Zahlen wirklich nicht genau mehr — die und die Beträge für das und das, in Summa 119,37 Mark. In Wirklichkeit hatte ich aber 119,38 Mark quittirt und auch ausbezahlt erhalten, mithin — 0,01 Mark, das ist einen Pfennig zu viel, den ich also zurückzahlen mußte. Nun folgte ein langer geschriebener Abfah, den ich zu unterzeichnen hatte, und in welchem ausgeführt war, daß ich mich mit der Richtigkeit vorstehender Rechnung einverstanden erklärte u. f. w., u. f. w., was ich denn auch ganz getnidd in dem Bewußtsein that, einige Wochen hindurch unrechtmäßiger Weise im Besitze einer so erheblichen Geldsumme gewesen zu sein, daß ein solcher Apparat in Bewegung gesetzt werden mußte, um die Rechtmäßigkeit wieder herzustellen. Wie ich an den verschiedenen Unterschriften feststellen konnte, war das benutzte Schriftstück zur Beglaubigung oder Richtigstellung in verschiedenen Händen gewesen. „Gott sei Dank!“ sagte der häßliche Kassenrentant, nachdem ich ihm den Bogen ordnungsmäßig ausgefüllt nebst dem benutzten deutschen Reichspfennig überreichte, „Gott sei Dank, daß wir den Pfennig doch endlich wieder haben.“

Zukunfts-Photographie.

„Sehen Sie diese interessante Aufnahme: ein fliegender Luftballon, von einer darüberfliegenden Brieftaubephotographie!“

Koshaft.

Junger Dramatiker: „Welche Todesart rathen Sie mir für den Helden meines neuen Dramas?“ „Lassen Sie ihn tod geboren werden.“

Triftiger Grund.

A.: „Ist es möglich, Du hast Deine frühere Haushälterin geheiratet?“ B.: „Was sollte ich machen? Die Person hätte mir sonst getündigt!“

Er kennt sie. A.: „Was fragst Du denn da eigentlich so sorgsam in das Couvert ein?“ B.: „Einige wichtige Instruktionen, die ich heut' früh beim Weggehen von Hause zu hinterlassen vergaß. Ich will sie jetzt an meine Frau schicken.“ A.: „Wist Du denn aber auch sicher, daß sie den Brief sofort öffnet?“ B.: „So ziemlich. Dafür werde ich schon Sorge tragen.“ A.: „Wie denn?“ B.: „Meine Kontoristin adressirt ihn an mich und schreibt ein großes „Privat“ auf die Couvertdecke.“

Zumuthung.

Neulich erschien bei uns der Herr Generalarzt zur Besichtigung der Krankeutträger. Als Behandlungsob-jekte lag eine Anzahl braver Wuesteriere auf dem Gefechtsfeld verstreut. Eine um den Hals gehängte Tafel bestunbete, in welcher Weise der böse Feind die wackeren Krieger beschädigt hatte: Schuß durch die linke Schulter, Sabelhieb über den Bauch usw. Der hohe Herr sah mit Befriedigung, wie kunstgerecht die armen „Kranken“ aufgeführt, verbunden und auf Bahnen verfrachtet wurden. „Nun möchte ich noch die Behandlung einer Schutzrunde am Oberhandl sehen.“

Verloren.

Der kleine Friedl (zum Hansl): „Du, Hansl, sollst 's Haus kommen, Dei' Mutter sucht Dich schon überall, sie will Dich durchhau'n!“



„Darf ich Sie begleiten, Fräulein?“ „Nein danke.“ „Weshalb nicht?“ „Rein!“ „Ich mache Sie aber aufmerksam, daß wir uns hier in einem verfallenen, entlegenen Stadtteil befinden, wo ein Allein-gehen gefährlich ist.“ „Nun, wenn Sie sich gar so sehr fürchten, dann gehen Sie nur mit mir.“



Frau Pappen: „Wir laufen absolut nichts ohne quitierte Rechnung.“ Frau Canone: „Nicht wahr, es ist komisch, daß die Kaufleute gar nicht mehr anschreiben wollen!“